

die Weißen uns nicht gerade benutzen, um die Schwarzen zu unterdrücken. Wir sind die emsigen Bienen des Dienstleistungssektors, die Apparatschiks der Geschäftswelt. Wir sind die Zahlenjongleure in der mittleren Führungsebene, die die Unternehmen am Laufen halten, aber nie befördert werden, weil wir für eine echte Führungsposition nicht das richtige »Gesicht« haben. Wir haben ein Contentproblem. Innerlich gelten wir als leer. Dabei mag ich teilnahmslos aussehen, aber unter der Oberfläche stramble ich mich ab, und ich überkompensierte ständig, um meine gefühlte Unzulänglichkeit zu verbergen.

Es gibt tonnenweise Literatur über jüdischen und über afroamerikanischen Selbsthass, aber über asiatischen Selbsthass wurde noch nicht genug geredet. Bei dieser Art von Selbsthass betrachtet man sich so, wie die Weißen einen sehen, und wird dadurch zu seinem eigenen ärgsten Feind. Zur Verteidigung kämpft man gegen sich selbst an, was zwanghaft wird und damit tröstlich, man pickt sich selbst zu Tode. Man mag nicht, wie man aussieht, wie man klingt. Die eigenen asiatischen Gesichtszüge erscheinen einem undefiniert, als hätte Gott angefangen, das Äußere zu modellieren und mittendrin aufzugeben. Man kann es nicht ausstehen, wenn viele Asiaten im Raum sind. *Wer hat die ganzen Asiaten reingelassen?*, fragt man sich. Statt in Gegenwart anderer asiatischer Menschen Solidarität zu empfinden, fühlt man sich abgewertet, als wäre man nicht klar abgegrenzt, sondern würde mit einer Horde verschmelzen.

Ich hoffe, dass meine Generation die letzte sein wird, die diesen Selbsthass empfindet, aber wie sehr ich daran glaube, hängt auch davon ab, wo ich gerade bin. Am Sarah Lawrence College, an dem ich unterrichte, hatte ich Studentinnen voller Energie und Biss – selbstbewusst und politisch engagiert und brillant –, und ich dachte: Gott sei Dank, das sind die Asiatinnen 2.0, die wir brauchen, asiatische Frauen, die sich Gehör verschaffen. Und dann besuchte ich eine andere Universität, und dort sagten die asiatischen Frauen im

Seminarraum kein einziges Wort, sie saßen demütig wie Mäuse mit schönen Haaren da, und ich hätte ihnen am liebsten zugerufen: Ihr müsst den Mund aufmachen! Sonst geht ihr unter!

2002 nahm ich für meinen Master in Lyrik am University of Iowa Writer's Workshop teil. Meine Freundin und ich wollten uns in der Coral Ridge Mall eine Pediküre gönnen und fanden einen familiengeführten Salon, dessen vietnamesischer Besitzer in einen Immigrantensprachstil verfiel, indem er alles schnell zweimal hintereinander sagte: »Pediküre Pediküre? Setzen, setzen.« Ich wartete darauf, dass mich die Frau oder die Tochter des Mannes bedienen würden, aber sie hatten Kundinnen. Nur sein Sohn, der einen übergroßen schwarzen Kapuzenpulli und Cargo-Shorts trug und aussah, als wäre er vierzehn, war noch frei. Mit finsterem Blick und den Händen in den Hosentaschen stand er hinter der Theke. Er wirkte nicht wie ein ausgebildeter Fußpfleger. Er sah so aus, als sollte er auf der Xbox *Halo* spielen. Als der Junge nicht beim ersten Mal reagierte, fuhr der Vater ihn an, er solle sich beeilen und das Fußbad einlassen.

Der Junge kam an meinen Stuhl. Als er sich hinhockte, sanken seine Ohren auf die Höhe seiner verschorften Knie. Ich sagte, ich wolle meine Nägel rund geschnitten haben, nicht gerade. Er ließ Wasser in das Becken laufen. »Das ist zu heiß!«, sagte ich, als ich meinen Fuß hineintauchte. Er stellte die Temperatur langsam richtig ein. Mir entging nicht, dass er meine Nägel gerade schnitt statt rund. Und mir fiel auf, dass er mir nicht in die Augen sah. Als er es doch tat, entdeckte ich einen Anflug von Feindseligkeit. Hegte er einen Groll, weil er nach der Schule Fußballmuttis aus Iowa die Waden massieren musste? Oder störte es ihn, eine Frau zu bedienen, die ihm zu ähnlich sah, eine junge Asiatin? Ich war vierundzwanzig, wäre aber als siebzehn durchgegangen, und mit meinen kurzen, gestuften Haaren wirkte ich knabenhaft. Trotzdem, dachte ich damals, bin ich viel älter

als du, und du solltest mich respektieren, so, wie du gezwungen bist, die blonden Iowa-Mütter zu respektieren, die herkommen. Dann nahm er die Nagelzange und zwickte mich so fest in den großen Zeh, dass ich zusammenzuckte.

»Können Sie bitte etwas vorsichtiger sein?«, sagte ich. Er murmelte eine Entschuldigung, drückte die Nagelzange aber noch fester in meine Haut.

»Vorsichtig, bitte.«

Er riss ein Stückchen Nagelhaut ab.

»He!«

Er drückte mit der Nagelzange fester zu.

»Ich habe *gesagt* - «

Er riss ein Stück Nagelhaut ab.

»*vorsichtiger* - «

Er drückte mit der Nagelzange fester zu.

»Das *tut weh!*«

Will man diese Dienstleistung fachgerecht erledigen, muss man so gut sein, dass man unsichtbar ist, und dieser Junge war nicht in der Lage, sich unsichtbar zu machen. Vielleicht bildete ich mir den Schmerz ein, um meine wachsende Verärgerung darüber zu rechtfertigen, dass mich dieser *Junge* durch seine Gegenwart daran hinderte, mich zu entspannen. In dieser unterwürfigen Hocke wirkte er so plump, dass ich mir auf meinem vibrierenden Massagestuhl ebenso plump vorkam. Das hatte ich nicht verdient.

Der Junge drückte die Nagelzange fest in meinen Zeh, und ich jaulte wieder auf. Sein Vater brüllte ihn auf Vietnamesisch an, und endlich nahm sich der Junge mit seiner Grobheit ein wenig zurück. Aber ich hatte die Nase voll. Ich stand auf, die Füße noch im schaumigen Seifenwasser, und weigerte mich, zu bezahlen. Meine Freundin beobachtete mich, besorgt über mein Benehmen. Ich hoffte, der Vater würde ihm als Strafe den Lohn streichen, aber wahrscheinlich wurde der Junge sowieso nicht bezahlt.

Wir stießen einander ab wie zwei negativ geladene Ionen. Er behandelte mich schlecht, weil er sich selbst hasste. Ich behandelte ihn schlecht, weil ich mich hasste. Aber welchen Beweis gibt es, dass er sich tatsächlich hasste? Warum glaubte ich, dass er den Salon aus Schamgefühl um sein Geld gebracht hatte? Ich bin eine unzuverlässige Erzählerin, wachsam bis zur Paranoia, und übertrage meine eigene Unsicherheit auf ihn. Ich weiß nicht einmal mehr, ob ich den Schmerz tatsächlich gespürt oder mir eingebildet habe, weil ich diese Erinnerung so oft von Neuem aufgeschrieben habe, dass sie irgendwann völlig zerpfückt war. Ich habe den Jungen ausradiert, bis von ihm nur ein verwischter Fleck Abneigung blieb und von mir ein verwischter Fleck Anspruchsdenken und wir beide schließlich zu mir verschwammen. Dabei hatten wir gar nichts gemein. Ich war derart privilegiert, dass ich den nutzlosesten Studienabschluss machte, den man sich denken konnte. Was wusste ich schon darüber, ein vietnamesischer Teenager zu sein, der in seiner Freizeit in einem Nagelstudio arbeiten musste? Nichts wusste ich.

Als mein Vater im ländlichen Umfeld von Seoul aufwuchs, war er bitterarm. Nach dem Krieg waren alle arm. Mein Großvater verdiente mit dem Schmuggeln von Reiswein zu wenig, um seine zehn Kinder zu ernähren, und deshalb beschaffte mein Vater sich ein paar Bissen zusätzlich, indem er Spatzen fing und sie in einer Sandgrube räucherte. Mein Vater war klug und strebsam. Er gewann mit zehn Jahren einen landesweiten Aufsatzwettbewerb, lernte fleißig und wurde von der zweitbesten Universität Koreas angenommen. Für seinen Studienabschluss brauchte er neun Jahre, weil er zwischendurch seinen Militärdienst ableisten musste und ihm immer wieder das Geld ausging.

1965 hoben die USA ihr Einwanderungsverbot auf, und mein Vater erkannte darin eine Gelegenheit. Damals bekamen nur Asiaten mit bestimmten Berufen ein Visum für Amerika: Ärzte, Ingenieure und

Mechaniker. Dieser Auswahlprozess begründete den ganzen Schwindel mit der angeblichen Vorzeigeminderheit: Die amerikanische Regierung ließ nur besonders gebildete und qualifizierte Asiaten ins Land und heimste die Lorbeeren für ihren Erfolg ein. *Seht her! Jeder kann den amerikanischen Traum leben!*, hieß es etwa über Ärzte, die schon als Ärzte eingewandert waren.

Mein Vater log. Er schrieb, er sei ausgebildeter Mechaniker. Zusammen mit meiner jungen Mutter wurde er ins ländliche Umfeld von Erie, Pennsylvania, geschickt und arbeitete dort als Hilfsmechaniker für Ryder Truck. Trotz der fehlenden Erfahrung kam er gut zurecht, bis sich aus der Schleifmaschine ein gebrochener Schleifstein löste, sein Bein zerschmetterte und er sechs Monate lang einen Gips tragen musste. Ryder Truck warf ihn hinaus, statt ihn für den Arbeitsunfall zu entschädigen, weil sie wussten, dass er sich nicht wehren konnte.

Dann zogen meine Eltern nach L. A., wo mein Vater in Koreatown eine Stelle als Vertreter für Lebensversicherungen fand. Er arbeitete mehr als zehn Stunden am Tag und wurde irgendwann zum Abteilungsleiter befördert. Aber die Jahre als Versicherungsvertreter forderten ihren Tribut. Er rackerte sich ab und konnte trotzdem nie genug sparen. In dieser Zeit trank er viel und stritt sich mit meiner Mutter, und meine Mutter schlug meine Schwester und mich aus Wut, die eigentlich meinem Vater galt. Später kaufte mein Vater mit Bankkrediten ein Lagerhaus in einem desolaten Industriegebiet in L. A. und vertrieb von dort aus Bedarf für chemische Reinigungen. Mit diesem Geschäft wurde mein Vater erfolgreich genug, um mir den Besuch einer privaten Highschool und mein Studium zu finanzieren.

Auf dem Papier ist mein Vater das, was man gern als Vorzeigeeinwanderer bezeichnet. Wer meinen Vater neu kennenlernte, beschrieb ihn wegen seiner ruhigen Ausstrahlung und Freundlichkeit als Gentleman, eine Rolle, die er in den Jahren, in